

Gastkolumne

Wissenschaft zwischen Fortschritt und Frankenstein

Die Einteilung von Menschen in Freunde und Feinde der Wissenschaft geht nicht auf – am allerwenigsten in der Klimakrise



Caspar Hirschi

Es ist unmöglich, in der heutigen Welt zu leben und gegen die Wissenschaft zu sein. Was auch immer wir tun, vom Zähneputzen nach dem Aufstehen bis zum Weckerstellen vor dem Schlafengehen, ist von Wissenschaft durchdrungen. Wir verstehen das wenigste davon und vertrauen blind darauf, dass es so funktioniert, wie wir es erwarten. Würden wir der wissenschaftlichen Omnipräsenz in unserem Alltag nicht mehr vertrauen, wäre es um unsere Lebenstauglichkeit geschehen. Jeder Impfgegner, der in sein Auto steigt, gibt ein stilles Glaubensbekenntnis zur Wissenschaft ab.

Wenn die Wissenschaft in fast allem ist, was wir haben und tun, so ist es genauso unmöglich, für sie zu sein. Wer das von sich behauptet, würde Widersprüche in sich vereinen, die nicht lange auszuhalten wären. Man müsste gleichzeitig für Windparks und Fracking, Massentierhaltung und künstliches Fleisch, Datenschutz und Überwachung, nukleare Abrüstung und Atomkrieg sein. All diese Komplexe beruhen auf wissenschaftlicher Forschung, keiner ist «wissenschaftlicher» als sein Gegenteil.

Erklärt sich ein politisches Lager zur «Partei der Wissenschaft», wie die Demokraten in Amerika oder die Grünen in Deutschland, betreibt es Spiegelfechterei oder hat

von Wissenschaft nichts verstanden. Am wenigsten hilft es der Wissenschaft selbst, projiziert es auf sie doch die eigene Parteilichkeit. Würden die deutschen Grünen wirklich die Wissenschaft repräsentieren, müssten die Nuklearphysik und Gentechnik um ihre Wissenschaftlichkeit fürchten; dafür dürfte sich die Homöopathie neue Hoffnungen machen.

Die Frage, ob man für oder gegen die Wissenschaft ist, war schon falsch gestellt, als im 19. Jahrhundert Theologen und Biologen über die Geltungsansprüche von Schöpfungslehre und Evolutionstheorie stritten. Die Kontroverse wurde mit Mitteln der modernen Massenkommunikation ausgetragen, die – vom Holzschliffpapier bis zur Rotationsdruckmaschine – auf chemischen und physikalischen Erkenntnissen beruhten. Aus Sicht der damaligen Theologen war das kein Widerspruch, denn man konnte problemlos den Segen des wissenschaftlichen Fortschritts preisen und zugleich die Evolutionstheorie zum Teufelszeug erklären.

Daran hat sich bis heute wenig geändert. Die Ablehnung wissenschaftlicher Theorien oder Erkenntnisse geschieht meist selektiv, betrifft kaum die Wissenschaft als Ganzes und kommt, wie der Psychologe Keith Stanovich gezeigt hat, in allen Weltanschauungslagern vor. In Amerika ist sie unter Republikanern zweifellos ausgeprägter als unter Demokraten, aber der Kontrast ist dunkelgrau-hellgrau, nicht schwarz-weiss. Selbst US-Präsident Trump hat sich mit seiner irrlichternden Pandemiepolitik nicht zum eingefleischten Wissenschaftsfeind qualifiziert. Vielmehr outete er sich als einseitiger Wissenschaftsphantast, indem er alles auf die Impfkarte setzte, in der illusorischen Erwartung, die Forschung

Man müsste gleichzeitig für Windparks und Fracking, Massentierhaltung und künstliches Fleisch, Datenschutz und Überwachung sein.

zaubere ihm in Windeseile einen Impfstoff aus dem Ärmel.

Dass Menschen heute mehr denn je in Freunde und Feinde der Wissenschaft aufgeteilt werden, hat mit den ideologischen Verwerfungen um den Klimawandel zu tun. Darin steckt eine besondere Ironie, denn die Erderwärmung ist ein Lehrstück dafür, wie die Wissenschaft auf allen Seiten eines Problems zu sehen ist. So unerlässlich sie für die Bewältigung der Klimakrise ist, so ursächlich war sie für deren Entstehung. Ohne ihre Erkenntnisse hätten wir keine Verbrennungsmotoren, Ölplattformen, Kohlekraftwerke oder Düsenjets. Noch heute arbeiten Heerscharen von Spitzenforschern für Mineralöl- und Minenkonzerne. Fachgebiete wie die Erdwissenschaften sind ebenso zentral für die Förderung fossiler Brennstoffe wie für die Konservierung von Treibhausgasen im Boden. Was Goldman Sachs für die Finanzkrise war, sind sie für die Klimakrise: Egal was passiert, sie gehören zu den Gewinnern.

Die kolossale Bedeutung der Wissenschaft für die heutige Welt besteht wesentlich darin, Lösungen für Probleme zu finden, die sie selbst geschaffen hat. Was dabei herauskommt, erleben wir in den meisten Fällen als Fortschritt, in seltenen wird es zu Frankenstein's Monster. Ob der Klimawandel eine monströse Gefahr vom Rang der atomaren Bedrohung wird, wissen wir noch nicht. Wir tun aber gut daran, die Rolle der Wissenschaft in ihm ganzheitlicher zu sehen. Sonst machen sich auch jene, die am lautesten «Follow the Science!» rufen, der partiellen Wissenschaftsleugnung schuldig.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Die SRG sollte sich warm anziehen



Felix E. Müller

Die Abstimmung über das Mediengesetz kann naturgemäss zu zwei möglichen Resultaten führen. Bei einem Ja fliessen künftig Subventionen an die privaten Medien. Dort herrscht Zufriedenheit, aber auch bei Bundesrätin Simonetta Sommaruga, weil sie endlich wieder einmal einen Erfolg verzeichnen kann.

Bei einem Nein wird der Vorschlag von Justizministerin Karin Keller-Sutter Auftrieb erhalten, in der Schweiz ein Leistungsschutzrecht einzuführen. Dieses würde Internetgiganten wie Google entschädigungspflichtig für journalistische Inhalte machen, die sie auf ihren Suchmaschinen aufschalten. Bis heute gingen diejenigen, welche diese produzierten, leer aus. In Deutschland ist ein solches Gesetz seit kurzem in Kraft; die Abgeltungen beginnen in diesem Jahr zu fliessen. Das Leistungsschutzrecht adressiert ein Kernproblem der heutigen Krise in den Medien: Die Werbung ist weitgehend ins Silicon Valley abgewandert, nicht zuletzt, weil die journalistischen Gratisinhalte die Attraktivität von Google und Co. gesteigert haben.

Aber Achtung, SRG: Bei einem Nein zum Mediengesetz ist wohl mit etwas anderem zu rechnen – nämlich mit einer Halbierungsinitiative für die SRG-Gebühren. Trunken von einem Erfolg würde das rechtslastige Referendumskomitee gegen das Mediengesetz sich mit der SVP zusammmentun, um endlich die SRG zurechtzustutzen. Das könnte für diese gefährlich werden, weil sie sich in einer schlechten Verfassung befindet; sie wird von teilweise abenteuerlichen organisatorischen Veränderungen geschüttelt, was zu einem Exodus bekannter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter führt. Zudem scheint das Monopolunternehmen politisch schlechter abgestützt denn je. Wenn die SRG glaubt, sie sei vom Schicksal des Mediengesetzes nicht betroffen, täuscht sie sich also gewaltig.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Zwischenmenschliche Zwischenbilanz



Nicole Althaus

Man ist ja in den letzten beiden Jahren zu einem Zwischenmenschen verkommen, der in einer Art Zwischenzeit lebt, in der zwischendurch – aber nur ganz selten einmal – etwas passiert, was nicht vom Virus diktiert wird.

Inzwischen hat man sich zwar ganz gut angepasst, hat in sämtlichen Jacken- und Handtaschen Masken deponiert, hat sich an die Zwischennutzung des Esstischs als Home-Office gewöhnt und gönnt sich ab zu ein Zwischenhoch, das nicht selten aus einer süssen Zwischenmahlzeit besteht. Sogar im Januar. An den Kleidern, die man sich vom Sofa aus gekauft hat, hängt noch das Etikett, der Alltag ist freigeräumt von Zwischen-

fällen, für die man sich anziehen müsste. So sehr hat man sich das Leben auf Distanz gehalten, dass alles, was wichtig ist, auf eine geistige Zwischenablage verschoben wird, die da heisst: später.

Dieses «später» ist Entschuldigung und Fluch zugleich. Es vertröstet, aber es macht antriebslos. Die kollektive Pandemie-Müdigkeit rührt vielleicht nicht zuletzt daher, dass man dem Virus die Schuld für dieses «später» in die Schuhe schiebt, obwohl es doch – wenn man ehrlich ist – schon recht lange regiert. Spätestens seit man Kinder bekommen hat, aber vielleicht auch schon vorher.

Irgendetwas steht dem Menschen, der man auch noch sein könnte, und dem Leben, das dieser Mensch dann führen würde, immer im Weg. Gute Vorsätze sind letztlich nichts anderes als die jährlich wiederkehrende Kampf-ansage an das Verschieben. Und diese Kampf-ansage hat man ja schon gemacht, als das «später» noch viele Jahrzehnte umfasste. Nun aber, wo man alt genug ist, dass mehr Vergangenheit da ist, als Zukunft bleibt, sollte man zwar nicht alles besser wissen, aber doch zumindest dies: Man darf sich selbst und

seine Umstände nicht einfach aushalten, weil man sich an alles gewöhnt.

Denn das tun wir. So schnell gewöhnen wir uns an alles, dass mittlerweile Frauen Männer mit Maske bereits attraktiver finden als ohne. Und umgekehrt. Das ist kein Witz, britische Akademiker haben das untersucht und ihre Ergebnisse vergangene Woche publiziert. Vorab die medizinischen Wegwerfmasken erhöhen offenbar die Anziehungskraft des Gegenübers. Die Studienleiter schliessen daraus, dass die blaue oder grüne Maske nach zwei Jahren Pandemie die Assoziation mit Gefahr verloren hat und dass die Menschen heute damit viel eher Sicherheit, Zuwendung und Pflege verbinden. Die verdeckte Gesichtshälfte des Maskenträgers werde im Hirn nicht nur ergänzt, sondern auch schöngezeichnet.

Mich beunruhigt diese Erkenntnis, und ich finde, daraus kann man nur etwas schliessen: Wenn das Klischee vom Retter in Weiss und der Krankenschwester (sorry, aber für diesen Kontext gibt es kein besseres Wort) vom billigen Schundroman zum kollektiven erotischen Kopfkino mutiert, ist ein Update der Realität ganz dringend angezeigt.

Mittlerweile finden Frauen Männer mit Maske bereits attraktiver als ohne. Und umgekehrt. Das ist kein Witz.

Hier und heute muss man die Attrappe loswerden, zu der man erstarrt ist und die im Tram hinter der Maske ins Leere starrt. Aussteigen sollte man, sofort, am besten schon bei der nächsten Haltestelle und den Abend mit einem Menschen verbringen, den man schon lange kennt oder erst kennenlernt, jedenfalls mit einem, den man anfassen kann und sich nicht imaginieren muss.

Es gilt, sich einlassen auf das, was ist, und aufhören, sich schönzumalen, was sein könnte. Reden und lachen. Essen und trinken. Einen ganzen Abend lang. Vielleicht sogar aufstehen und tanzen. Einfach so. Für Minuten oder Stunden. Ausserhalb der Zeit und jeder Selbstzensur. Weil die Nacht einen Moment lang die ganze Welt ist, ohne ein Vorher oder Nachher. Oder vielleicht auch nur, weil man zu alt ist für ein «später».

Ja, das ist dick aufgetragen, ich weiss. Aber manchmal braucht es eine extra Schicht Farbe, um das Alltagsgrau im eigenen Kopf zu übertünchen. Denn das Ich kann man nur selbst aus der Quarantäne befreien.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».